

höchstädter „GoSpecial“, der „als das einflussreichste Modell eines Gottesdienstes für Kirchendistanzierte in Deutschland gilt“ (S. 115), den Schwerpunkt. Ansätze, die im Sinne einer biblischen Theologie problematisch sind, werden von Schwark theologisch hinterfragt. Dabei bleibt sein Urteil fair, berücksichtigt ebenso die Stärken und stellt trotz seiner Mahnung zum theologischen Profil die theologische Weite der Landeskirchen in Rechnung. Ob generell – wie der Autor voraussetzt – in Deutschland im Vergleich zu den USA auch von den verschiedenen Zielgruppen eine größere theologische Offenheit gewünscht wird, wäre eine eigene Untersuchung wert. Das vorletzte Kapitel zeigt hilfreiche Perspektiven für die Praxis auf im Hinblick auf nötige Voraussetzungen, Planung und Durchführung solcher missionarischer Gottesdienste sowie deren Begleitung und Förderung von der gemeindlichen bis zur landeskirchlichen Ebene. Ein kurzes Schlusskapitel weist das Potential von Gottesdiensten für Kirchendistanzierte für die Volkskirche auf. Dieses besteht etwa im Angebot für die nachwachsende Generation, in der Verwirklichung des Priestertums aller Gläubigen und kann laut Schwark überhaupt als Anstoß für Veränderungen in einer Ortsgemeinde wie auch auf gesamtkirchlicher Ebene wirken.

Besonders lesenswert sind unter anderem der systematisch-theologische Teil, in dem Schwark bei der Streitfrage nach der „Anknüpfung“ (Emil Brunner vs. Karl Barth) von einer an der Inkarnation orientierten Kontextualisierung ausgeht (S. 233), sowie die Ausführungen über Leitung und Mitarbeiterschaft (S. 311–318). Eine voluminöse Bibliografie von 46 Seiten schließt diese relevante Studie ab. Die Freude am Lesen wird allerdings etwas getrübt, wenn sich – wie beim Rezensionsexemplar – zu schnell eine Anzahl Seiten aus der Klebebindung lösen. Auch ein Paperback sollte zumindest ein einmaliges Lesen überstehen können. – Die breit angelegte Beschreibung dieser Gottesdienstmodelle bietet neben der Reflexion auch eminent praxisnahe Einblicke in Vorbereitung, Organisation und Gestaltung, so dass das durchweg flüssig zu lesende Buch auch interessierten Nichttheologen und Mitarbeitern ohne Einschränkungen empfohlen werden kann.

Maximilian Hölzl

4. Homiletik

Hanns Kerner (Hg.): *Predigt in einer polyphonen Kultur*, Leipzig: Evangelische Verlags-Anstalt, 2006, 144 S., € 16,80

Dieser Aufsatzband dokumentiert die Vorträge eines vom Gottesdienst-Institut der Evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern durchgeführten Symposions zur „Predigt in einer polyphonen Kultur“. Vor dem Hintergrund einer postmodernen

Kultur wird hier versucht, in unterschiedlicher Weise das Spezifikum der Predigt herauszuarbeiten. Beim Lesen des Bandes wird schnell deutlich, dass die gegenwärtige Predigt nicht nur in einer vielstimmigen Kultur erfolgt, sondern dass vor allem auch die homiletischen Konzeptionen zur Grundlegung, Erarbeitung und Gestaltung einer Predigt selbst mehrstimmig sind. Das Besondere dieser homiletischen Polyphonie ist allerdings, dass sie aus dem „Beginn eines Dialogs im Sinne des wechselseitigen Zur-Kennntnis-Nehmens zweier bisher eher isolierten Diskurse“ (S. 134) herrührt: der Begegnung zwischen einer „evangelikalen“ und einer „volkskirchlichen“ Homiletik. Die Frage, was eine Rede zur Predigt macht und was Predigende in der Postmoderne zu bedenken, berücksichtigen und beherzigen haben, wird hier zum Beispiel pointiert von den beiden gegenwärtig einflussreichsten Vertretern einer „evangelikal“ (Helge Stadelmann) bzw. „volkskirchlich“ (Wilfried Engemann) orientierten Homiletik vorgestellt.

Die Dokumentation wird von Hanns Kerner – dem Direktor des Nürnberger Gottesdienst-Instituts – mit aufschlussreichen „Wahrnehmungen aus einer neuen empirischen Untersuchung unter evangelisch Getauften“ aus Bayern eröffnet, in der sowohl Predigende als auch Predigthörer über ihre Erwartungen, Erfahrungen und Einschätzungen zur Predigt Auskunft geben (S. 7–27). Daran schließt sich die herausfordernde Klärung von Helge Stadelmann an, was im Angesicht einer polyphonen Kultur überhaupt erst eine Rede zur Predigt macht (S. 29–45). Nach dieser grundlegenden Einführung – aber nicht darauf Bezug nehmend – zeigt Susanne Heine auf, wie die Räume des Textes und die der Predigthörer im Raum der Predigt miteinander in Verbindung gesetzt werden könnten (S. 47–63). Unter dem Leitbegriff der Freiheit („Erschöpfte von der Freiheit – Zur Freiheit berufen“) beschreibt Wilfried Engemann anschließend die „Predigt als Lebens-Kunde unter den Bedingungen der Postmoderne“ (S. 65–91). Dass neben den inhaltlichen Aspekten der Predigt auch handwerkliche Herausforderungen zu berücksichtigen sind, zeigen die Beiträge von Uwe Pörksen („Was taugt die Rede in unserer medialen Welt und was ihre Bauform als Grundriss der Predigt“ [S. 93–108]) und Barbara Greese („Predigen heute – ein Streifzug durch eine signifikante Redeform“ [S. 109–128]) von einer rhetorischen Perspektive her auf. Im Rahmen einer Zusammenfassung als Ertragssicherung der positionell sehr unterschiedlichen Beiträge zeichnet Klaus Raschzok die sich nun ergebenden neuen homiletischen Herausforderungen nach und zeigt hierbei erste mögliche Konsequenzen auf (S. 129–143).

Auffällig ist, dass die Umfrage einen gravierenden Unterschied zwischen Eigen- und Fremdwahrnehmung bei den Predigenden zu Tage gefördert hat. Zum einen stimmen die Predigenden in ihrer Einschätzung der Hörfähigkeit ihrer Zuhörer, zum Beispiel im Hinblick auf die Dauer einer Predigt, mehr mit den sonntäglichen „Predigtboykotteuren“ als mit den tatsächlichen Predigthörern überein und zum anderen schätzen sich die Predigenden im Hinblick auf die Verständlichkeit selbst um ein vielfaches besser ein als dies ihre Predigthörer tun. Besonders eklatant ist, dass viele Predigende ein klares Feindbild in den „evangelikalen

Predigthörern“ gefunden haben und gegenüber diesen zum Teil bewusst die Konfrontation suchen, obwohl das Gros „der sich als evangelikal bezeichnenden Befragten durchaus etwas von der Predigt in der Ortsgemeinde erwartet“ (S. 26).

Dagegen stimmt es hoffnungsvoll, dass die Grundsatzfrage, was die Rede zur Predigt macht, gerade von dem Vertreter einer evangelikal orientierten homiletischen Position geklärt wurde bzw. werden musste. Im Ringen um das Proprium einer dezidiert evangelischen Homiletik zwischen evangelikalen und volkskirchlichen Vertretern dürfte sich vor allem Stadelmanns Ansatz einer trinitarisch begründeten Theologie der Predigt als fruchtbarer (gemeinsamer) Ausgangspunkt für einen konstruktiven Dialog anbieten. Vor allem durch seine profunde Kenntnis der gesamten (auch der internationalen) homiletischen Diskussion weist sich Stadelmann hier als ein konstruktiver Gesprächspartner aus. Während er die Auseinandersetzung mit allen gängigen homiletischen Konzepten aus Vergangenheit und Gegenwart nicht scheut, lässt sich im Kontrast dazu eine profunde Kenntnis etwa evangelikaler Standpunkte in den anderen Beiträgen nicht so leicht erkennen. Von daher ist es umso erfreulicher, dass Raschzok Stadelmanns „trinitarisch orientierte Predigttheorie mit einer Reihe von Anfragen zur geistlichen Dimension der Verkündigung“ als einen Beitrag würdigt, der „den dringend erforderlichen Dialog zwischen ‚evangelikaler‘ und ‚volkskirchlicher‘ Homiletik“ eröffnet (S. 129; vgl. S. 134). Wie nötig dieser Dialog ist, zeigen beispielsweise die empirische Umfrage sowie gleichermaßen die herausfordernden Überlegungen von Raschzok im Hinblick auf eine „gute Predigt“ (S. 141f). Auch die Hinweise Engemanns, dass sich die Predigt unter anderem als eine Art praktische Lebenskunde zu verstehen hat und auch auf Lebenskunst zielt, dürften sich hier als hilfreich erweisen. Allerdings verwundert bei Engemann, dass er die „Freiheit“ zu seinem theologischen Leitbegriff erhebt, obwohl er doch gerade wiederzuentdecken scheint, dass Jesus „das Lehren zu seiner Hauptbeschäftigung“ macht (S. 70) und „seine Predigtstätigkeit mit einem Ruf zur Umkehr eröffnet“ (S. 78). Gerade diese Dimension der Lehre und Nachfolge haben ihren Wurzelgrund doch im „Wort Christi“ selbst und berühren sich damit eng mit den Hinweisen von Stadelmann (S. 44f). Für die Zukunft sollte die homiletische Diskussion allerdings nicht nur um die beiden Pole des „Predigenden“ und des „Predigthörers“ kreisen, sondern vor allem wieder den zur Predigt „Beauftragenden“ selbst ins Zentrum rücken. Zentral kommt es in der Predigt darauf an, dass Gott selbst zu Wort kommt, denn sonst gilt generell, was Barbara Greese bisher lediglich zur dramaturgischen Homiletik von Martin Nicol kritisch angemerkt hat: „Für mich ... deutet sich hier eine Abkehr vom evangelischen Verständnis der Kirche als einer Kirche des Wortes an, für die die Predigt zentral ist“ (S. 113). Es verwundert einen jedoch schon, wenn Greese die rhetorische Konzeption von Gert Otto im Kontrast dazu als „das adäquateste“ Konzept anpreist, „wohlge-merkt als Nichttheologin“ (S. 114).

Auch wenn die Predigt in der Tat in einer polyphonen Kultur zu erfolgen hat und die homiletischen Konzeptionen ebenfalls (noch) mehrstimmig sind, so gilt

jedoch gerade für die Predigt, die ihren Wurzelgrund im „Wort Christi“ hat und dieses proklamiert: „Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir; und ich gebe ihnen ewiges Leben, und sie gehen nicht verloren in Ewigkeit, und niemand wird sie aus meiner Hand rauben“ (Joh 10,27f). „Die Predigt ist deshalb nicht nur menschliche Rede, weil sie die Proklamation des offenbarten Wortes Gottes ist (1 Kor 2,13; vgl. 1 Thess 2,13)“, weshalb hier auch nicht der „inspirierte“ Prediger erforderlich ist, „sondern der Prediger, der bei dem inspirierten Wort Gottes bleibt“ (2 Tim 3,13f) und es „in einen deutlich wahrgenommenen [polyphonen] Kontext hinein sagt“ (S. 44f).

Thomas Richter

Volker A. Lehnert: *Kein Blatt vor'm Mund. Frei predigen lernen in sieben Schritten. Kleine praktische Homiletik*, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener, 2006, 160 S., € 14,90

„Wes des Herz voll ist, des geht der Mund über“ (Lk 6,45). Man spürt diesem leidenschaftlichen Plädoyer ab, dass hier der Autor mit viel Herzblut für freies und lebendiges Predigen wirbt. Volker A. Lehnert – Dezernent für Aus- und Fortbildung im Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche im Rheinland – fordert nicht nur dazu auf, im Vollzug der Predigt „kein Blatt vor'm Mund“ zu haben, sondern er nimmt auch selbst kein Blatt vor den Mund, wenn er für seine Schau einer lebendigen Verkündigung engagiert eintritt. So stellt und hält er unter Bezug auf Jes 55,10f fest: „Das Wort ‚sagt‘ nicht nur etwas, sondern ‚tut, was es sagt‘. Es teilt nicht nur etwas mit, sondern teilt etwas aus, bringt etwas hervor“ (S. 13). Von diesem Vertrauen in das Reden Gottes in der Verkündigung ist dieser Mahnruf durchzogen. In den vielen praktischen Hinweisen konkretisiert sich dieses Vertrauen dann auch in einem tiefen Zutrauen in das Reden Gottes, gerade in der „freien“ Predigt.

Lehnert beginnt seinen motivierenden Weckruf mit einer Warnung des englischen Erweckungspredigers Spurgeon („Ich warne euch sehr davor, eure Predigten vorzulesen ...“) und positioniert die Predigt als „Spreche“ statt „Schreibe“, indem er der gängigen Predigtpraxis gegenüber (unter Bezug auf Josuttis) kritisch anfragt, ob „hier etwa Schriftgemäßheit durch Schriftlichkeit gesichert werden“ soll (S. 7–10). In sieben aufeinander aufbauenden Schritten versucht der Autor im Folgenden zu einer freien und lebendigen Predigt, in Analogie zu einem Konzert, anzuleiten.

Er beginnt mit einer theologischen Grundlegung, indem er das Predigen als „konzertantes Ereignis“ („Jazzler und Blueser spielen übrigens ‚ohne Blatt‘ ...“) verortet und „die Subjekte der Predigt“ beleuchtet (S. 11–27). Die Leitfrage ist: „Was geschieht eigentlich beim und durch's Predigen?“ Er benennt ausschließ-